

Frauenstimme

Nr. 7 + 43. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

1. April 1926

Weltliche Schulen.

Wäre doch die Grundschule zugleich die von uns Sozialisten seit langem geforderte weltliche Einheitschule! Sie ist aber weder das eine noch das andere, denn die Eltern haben das Recht, ihre Kinder außerhalb der Grundschule in sogenannten Familienschulen zur Sexta der höheren Schule vorbereiten zu lassen, sie haben auch das Recht, sie unter besonderen Bedingungen in Privatschulen zu senden. Nur wenige werden dabei an die neugegründete Montessori-Schule in Wilmersdorf denken, viele Bürgerliche leitet der Gedanke, daß ihre Kinder nicht mit den Arbeiterkindern auf einer Bank sitzen sollen.

Freilich, in der öffentlichen Volksschule erleben wir es immer wieder, daß die Ueberfüllung der Klassen, die Haltung der Lehrer in politischer und religiöser Beziehung, und nicht zuletzt auch die unmoderne und oft unhygienische Bauart der Schulen unseren Kindern nachteilig geworden sind. Schlechte Luft, mehrere Stunden hindurch eingeatmet, muß die Kinder schwächen und sie anfällig machen. Und wie schlecht ist die Luft in den allermeisten Klassen! Häßliche, graue Farben an den Wänden, oft sehr vernachlässigte Schulräume wirken auf den Geist der Kleinen ermüdend. Die Folge sind Arbeitsunlust und öftere Krankheit. Dazu der Unverstand gewisser Lehrerforten, die glauben, nur der Rohrstock regiere die Welt, und die auf die Kinder in unvernünftiger Weise losprügeln. (Jeder Vater oder jede Mutter sollte Prügelpädagogen sofort öffentlich namhaft machen. Anzeige bei dem zuständigen Elternbeirat genügt.) Endlich der Gesinnungszwang, der auf die Kinder ausgeübt wird in den sogenannten christlichen Schulen! All dies stößt die Eltern ab und sie fragen, was sie dagegen tun können.

Darauf wollen wir ihnen zunächst antworten, es ist eure Schuld, ihr Eltern, daß es nicht schon anders gekommen ist! Habt ihr als Erziehungsberechtigte doch das Recht, darüber zu bestimmen, wie euer Kind erzogen wird. Aber ihr kümmert euch nicht darum und laßt die Kinder, auch wenn ihr nicht religiös seid, gedankenlos am Religionsunterricht teilnehmen, anstatt dafür zu sorgen, daß die Abmeldungen von nichtreligiösen Eltern so zahlreich einlaufen, daß die Schulen nach und nach allein zu weltlichen Schulen werden, oder daß solche eingerichtet werden müssen. Das gilt es zu ändern, dazu ist jetzt die Zeit gekommen. Wir stehen am Semesteranfang und am Schulanfang für die Kleinen. Deshalb ihr Eltern, wo ihr irgend weltliche Schule in eurer Nähe habt, dort meldet eure Schulanfänger an, meldet auch vielleicht eure Kinder dorthin um, wenn ihr sie noch in anderen Schulen habt und die weltlichen Schulen Platz haben. Andere Häuser stehen ihnen zwar auch nicht zur Verfügung, aber sie haben es doch zum Teil wenigstens verstanden, Farben in die Schulen zu bringen. Dort macht es den Kindern Freude, in die Schule zu gehen. Sie lernen genau soviel oder vielleicht mehr als in den „Bekenntnis“-Schulen, denn es wird ihre Freude an der Arbeit gehoben. Glaubt nicht an all die Lügen, welche über die weltlichen Schulen verbreitet werden. Es geht dort genau so ordentlich zu wie in anderen Schulen, wenn auch der Rohrstock verboten ist und die Kinder mehr an Selbstdisziplin gewöhnt als durch Autorität erzogen werden. Das Ziel der Schulen ist, nicht nur die Kinder Freude an der Arbeit zu lehren, sondern sie auch zu lehren, daß gemeinsame Arbeit nach einem Ziel und Arbeit für die Gemeinschaft Ideale sind, denen man mit Freude nachstreben kann.

Freilich, Religionsunterricht gibt es dort nicht, und das ist der Grund, weshalb Religiöse glauben, die Schule taue nichts und könne keine Disziplin haben. Dafür aber gibt es einen Lebenskunde-Unterricht, der den Kindern vor allem einen freien Blick gibt, mit dem sie die Welt um sich erkennen lernen können. Nicht den engherzigen Blick des fanatischen Bekenntnisanhängers und nicht die Weltfremdheit, welche gewisse Lehrer noch für unerlässlich bei einem guten Schulunterricht zu halten scheinen. Der Lehrgang ist sonst der gleiche und der geistige Reifegrad, den die Kinder entsprechend ihren Schuljahren erhalten, bestimmt nicht geringer, eher größer als in anderen Volksschulen, weil die Lehrer, die sich dem verpönten Dienst in den weltlichen Schulen widmen, mit Liebe zu Sache, mit Verständnis für die Kinder und die Anschauungen der Jugend hereinkommen. Und weil sie ihre Unterrichtsmethode, soviel ihnen möglich ist, nach modernen Grundsätzen zu gestalten suchen. Es sind nicht die schlechtesten Jugenderzieher, die sich diesem schweren Dienst widmen, sondern die besten. Denn sie leitet nur die Liebe zu unseren Kindern, sie sind berufen, zu lehren und haben nicht nur den Beruf des Lehrers.

Die Zahl der weltlichen Schulen ist zwar jetzt nur klein, aber, wenn ihr wollt, ihr Eltern, dann werden sie sich rasch vermehren. Nur müßt ihr Vertrauen zu unseren Zielen haben und müßt helfen an eurem Teil, indem ihr eure Kinder den weltlichen Schulen zuführt.

Noch ein Wort — nicht gegen die Religion, das sei ängstlichen Gemütern ausdrücklich gesagt — nur gegen den engstirnigen Geist konfessioneller Jugenderziehung geht es. Ihr wollen wir unsere Kinder entziehen. Wenn sie Verstand bekommen und wissen, wie die Welt aussieht, was von ihnen verlangt wird und was sie von ihren Mitmenschen verlangen können und müssen, dann mögen sie sich auch die Konfessionen ansehen, unter denen sie leben, und dann mögen sie frei wählen. Wenn sie erwachsen genug sind und mit offenen Augen an diese ethische Frage herangehen, dann sind sie klug genug zur Erkenntnis. Wir wissen, daß wir diese nicht zu fürchten haben, wohl aber die anderen: deshalb auch die Heze gegen die weltliche Schule!

Tritt zu dieser wirklichen Volksschule dann noch die Aufbauerschule hinzu, dann haben wir die Lehrstätte für unsere Nachkommenschaft, die wir brauchen, dann werden unsere Kinder uns nicht mehr durch fremde Ideen entrisen werden, sondern sie werden Klassenkämpfer werden wir wir. Kampfgenosser um unsere Ideale. Und welche proletarischen Eltern wünschten das nicht? S. A. Hermes, Stglitz.

Die Psychologie von Mann und Frau.

Wissenschaftliche Werke, die, beschwert mit den Ergebnissen jahrelanger Sammel- und Forscherarbeit, an den Laten herantreten, können von ihm nicht in allen Einzelheiten des zugrundeliegenden Materials nachgeprüft werden. Das ist Sache der gelehrten Kritik. Dem Laien ist es nur möglich, sich auf Grund eigener Kenntnisse, Beobachtungen und Erfahrungen mit den grundlegenden Tendenzen eines Werkes auseinanderzusetzen, was ihm um so leichter wird, je tiefer der behandelte Gegenstand in die eigene Lebens- und Erlebnis-sphäre hineingreift. So hat die Masse der Arbeiterklasse die Grundtendenz der Marx-Engelschen Wirtschaftslehre gefühls- und erlebnismäßig behaft, behagen müssen, ohne in alle Feinheiten der Mehrwerttheorie, und gar noch etwa kritisch, eindringen zu können. Wenn also ein soziologisches Werk von einer großen und wachsenden

Menschengruppe als Ausdruck ihres tiefsten Wollens, als Betätigung ihres noch halb im Unbewußten schlummernden eigenen Willens empfunden wird, so ist dies zwar noch kein endgültiger Beweis für seine Richtigkeit, aber, soziologisch gesehen, höchst beachtlich. In diesem Sinne sind die beiden Bücher von Dr. M. Baerting: „Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat“ und „Wahrheit und Irrtum und der Geschlechtspsychologie“ zu bewerten, die, wenn auch Einseitigkeiten und Fehlschlüsse im einzelnen vorliegen sollten, im ganzen das Verdienst für sich beanspruchen dürfen, zu dem Frauengeschlecht unserer Zeit mit der Stimme unserer Zeit zu sprechen.

Der 1. Band „Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat“ ist ganz historisch gehalten. Er erbringt den Nachweis, daß die Zeiten des auch von Baerting wissenschaftlich schon be- und anerkannten „Mutterrechts“ in ihrer wirtschaftlichen, kulturellen, sexualmoralischen, juristischen, politischen, pädagogischen und religiösen Bedeutung weit über ihren bisher in der („männerstaatlichen“) Wissenschaft dargestellten Uebergangskarakter hinausragen. Das sogenannte „Mutterrecht“ erweitert sich bei Baerting zum „Frauenstaat“. Sie beweist durch eine Menge von Quellenzitaten nicht allein von primitiven und halbzivilisierten, sondern auch alten Kulturvölkern, wie die Griechen, Inder und Ägypter, daß diese unter Frauenvorherrschaft gestanden haben. Das bedeutet, daß die Frau sowohl im sozialen Leben wie in der sexuellen Sphäre die Führende war, daß sie allein erwarb und erbt, während der Mann dem Haushalt und der Kinderpflege oblag, daß die Frau in der Liebe als werbender Teil auftrat und in der Ehe als herrschender, daß die doppelte Moral, dieses Kennzeichen jeder eingeschlechtlichen Vorherrschaft, sich gegen den Mann richtete, von dem allein Keuschheit und Sittsamkeit gefordert wurde, daß sogar Körperform, Körpertracht und Betätigung der Geschlechter der eingeschlechtlichen Vorherrschaft unterliegen und mit ihr wechseln, daß die Frau als Soldat und Heerführer Kriege führte und daß endlich die Meinungen über die Verteilung von Schönheit und Intelligenz auf die Geschlechter lediglich als Ausdruck der jeweiligen eingeschlechtlichen Vorherrschaft zu werten sind. Das Neue und Revolutionäre der Baertingschen Ansichten gegenüber allen früheren, noch so vorurteilsfreien und toleranten soziologischen Darstellungen (Morgan-Engels, Müller-Eppler) liegt in ihrem Prinzip der Umkehrung bei eingeschlechtlicher Vorherrschaft. Alle körperlichen und Wesenseigenschaften, die wir unter männerstaatlicher Vorherrschaft gewöhnt sind, als spezifisch „weiblich“ zu betrachten, sind, bis in die grotesken Einzelheiten hinein, im Frauenstaat „männlich“. Dem Relativismus unserer Zeit sehen wir auch zwei anscheinend so feststehende Gegensatzbegriffe wie „männlich“ und „weiblich“ unterworfen und in ihm fast restlos aufgelöst.

Das historische Material, das Baerting zur Befestigung ihrer These der Umkehrung beibringt, wirkt in seiner Fülle und Geschlossenheit verblichend. Aber abgesehen von den recht lehrreichen Aufdeckungen und Richtigstellungen nach dem Urtext vieler „männerstaatlicher“ — milde gesagt — Irrtümer in den bisherigen Forschungsergebnissen, ist das Material nicht so überwältigend neu, wie es auf den ersten Blick scheint. Das große Verdienst Baertings besteht darin, daß sie auf Grund des von ihr gefundenen Leitprinzips der Umkehrung all die Einzelerkenntnisse systematisch anordnete, welche frühere Soziologen in Ermangelung dieses Prinzips als unverstandene Sitten und Kuriosa ferner Völker und Zeiten in buntem Durcheinander anführten.

Der 2. Band „Wahrheit und Irrtum in der Geschlechtspsychologie“ läßt der persönlichen Stellungnahme des Lesers mehr Raum, weil er das seelische Verhalten der Geschlechter zueinander in der Gegenwart darstellen will. Als unendlich fruchtbar und anregend, zugleich alle Grundlagen bisheriger vergleichender Geschlechterpsychologie erschütternd, führt Baerting den Begriff der *Sexualkomponente* ein. Anlässlich eines Berliner Vortrags von Frau Dr. Baerting wurde an dieser Stelle bereits kürzlich das Wesen der Sexualkomponente aufgezeigt. Es besteht in dem andersartigen Reagieren eines Geschlechts auf das Gegengeschlecht als auf das eigene Geschlecht. Alle Gefühlsregungen werden verstärkt, alle Bestandesleistungen leise herabgedrückt. Da nun bisher die Geschlechterpsychologie wesentlich ein Urteil des herrschenden Mannes über die Frau darstellte, gelten alle Gefühlsregungen als spezifisch „weiblich“, alle Bestandesleistungen als „männlich“. Unter Frauenvorherrschaft kehrt sich dieses Verhältnis um; das ist nicht allein eine Annahme, sondern eine geschichtliche Tatsache, denn im alten frauenstaatlichen Ägypten war die weibliche übergeordnete Göttin Isis die Geseßgeberin, die männliche Gottheit Osiris die Gottheit der Wohltaten.

Einen besonderen Abschnitt des 2. Bandes widmet Baerting dem Problem: Die Vorherrschaft eines Geschlechts als Ursache von Fehlern in der Geschlechtspsychologie. An zahlreichen Beispielen weist die Verfasserin nach, wie die Tendenzen aller eingeschlechtlichen Vorherrschaft dahin gehen, Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu vergrößern, Ähnlichkeiten zu verkleinern und dem beherrschten Geschlecht auf jede Weise, auch auf „wissenschaftlichem“ Wege Minderwertigkeit zu suggerieren.

Die Entdeckung des Sexualkomponente, die der Verfasserin zuerst auf ihrem Berufsgebiete, der Pädagogik, gelang, ist von so grundlegender Bedeutung, daß jede zukünftige Geschlechterpsychologie sich mit ihr wird auseinandersetzen müssen. Man bedauert daher um so mehr eine bis zum leisen Fanatismus gesteigerte Einseitigkeit Baertings, mit der sie auch die heute ungewissheit bestehende, durch das von ihr selbst so stark betonte Vorherrschaftsverhältnis des Mannes bedingte weibliche Minderwertigkeit hinwegdisputieren will. Die weibliche Inferiorität von heute zugegeben,

würde an dem Bau des Baertingschen Systems nicht ein Steinchen erschüttern, während ihr krampfhaftes Bemühen, Gleichwertigkeit der Geschlechter auch für die Gegenwart nachweisen zu wollen, dem Eindruck des Wertes nur schadet.

Gegen den 1. Band wäre eine Kritik vor allem vom Standpunkt des historischen Materialismus aus zu richten. Für die von Baerting angenommene „Bendelbewegung“ der eingeschlechtlichen Vorherrschaft vermag sie keinen Beweis zu erbringen. Annahmen, wie solche, daß es der „Psychologie der Macht“ entspräche, das Herrschaftsverhältnis bis zum äußersten zu übersteigern und dadurch im Beherrschten das Gefühl der „Entwürdigung“ und „Schmach“ zu wecken, wodurch er seinerseits infolge des Befreiungskampfes sich in die entgegengesetzte geschlechtliche Vorherrschaft hineinsteigere, bewegen sich absolut in der Sphäre der Ideologie. Gerade die Gegenwart lehrt uns ja mit aller Eindringlichkeit und Eindeutigkeit, daß die Verwirklichung des Gleichberechtigungstrebens, ja, schon die psychologischen Voraussetzungen zum Erreichen solchen Trebens aufs stärkste wirtschaftlich bedingt sind. So dürfen wir, zurückgehend auf frühere Forscher des Mutterrechts und damit im Einklang mit dem historischen Materialismus annehmen, daß die Phasen des *Aerbaues* und des *Fischfangs* in der Menschheitsgeschichte der Herausbildung der weiblichen Vorherrschaft günstig gewesen sein müssen. Das Verdienst Baertings bleibt immer noch groß genug, daß sie die fast völlig gleiche Formung von Mann und Frau unter Einwirkung der jeweils gegebenen Vorherrschaft aufdeckte.

Das Baertingsche Werk hat die Frauenbewegung vor eine neue Entscheidung gestellt. Die erste Phase der Frauenbewegung war kritiklose Nachahmung des Mannes als des herrschenden Geschlechts. Diese Verirrung erkennend, propagierte man in der zweiten eine Art Rückkehr zur „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“, die die Frau im sozialen und politischen Leben auszuwirken habe. Baerting zeigt, daß diese beiden Typen Frauenbewegung noch aufs stärkste von männlichen Vorherrschaftsideologien beeinflusst sind. In eigentümlicher neuer Sinnggebung dieses Wortes nennt sie sowohl die bewußt „weiblich“ sein wollende wie die bewußt den Mann nachahmende Frau „vernünftigt“. Für die wirklich neue Frau weiß sie keine Programme und Richtlinien zu geben außer dem einen: keine Herantragung vorgefaßter Meinungen und fertiger Ideale von Mann und Frau an den jungen Menschen von frühester Kindheit an, völlig gleiche Erziehung für beide Geschlechter. Denn erst dann werden wir erfahren können, was jenseits aller Vorherrschaftsbedingtheit wahrhaft „männlich“ und „weiblich“ ist. Zu dieser stets wachen und kritischen Haltung allen unerschütterlich scheinenden Dogmen, allen ehrwürdig geheiligten Traditionen gegenüber bedarf es für die Frauenbewegung „großen Unglaubens“ und eines „großen Glaubens“. Wird sie ihn haben? Hedwig Schwarz.

Frauenarbeit in Venedig.

Für politische und soziale Dinge interessieren sich die meisten Italienerinnen wenig, gewerkschaftliche Organisation ist ihnen ein fast fremder Begriff. Darum war es für Mussolini sehr leicht, den italienischen Frauen selbst das *Wahlrecht* anzubieten, er wußte nur zu gut, daß sich nur etwa 5 Proz. dafür eintragen würden.

Da Venedig Insel respektive Lagunenstadt ist und für eigentliche Industrie keinen Raum hat, siedeln sich die verschiedensten Industrien auf den umliegenden Inseln an. So ist *Murano*, die sogenannte Feuerinsel, als Glasbläserei für venezianische Kunstgläser, Spiegel und Kronleuchter weit und breit bekannt. Die Insel *Burano* ist für die Spitzenindustrie Venedigs von größter Bedeutung. In Burano arbeiten fast alle Frauen und Mädchen für die Spitzenmanufaktur, und zwar entweder in Heimarbeit oder in der dortigen Spitzenschule. Auch in Venedig ist eine solche Spitzenschule in der ehemaligen Kirche *St. Apolina* eingerichtet, damit die Fremden, die Venedig besuchen, nicht erst die einständige Fahrt nach Burano zu machen brauchen, wenn sie die Herstellung der Spitzen selbst kennen lernen wollen.

In der Spitzenschule „*Regina Elena*“ werden hauptsächlich antike Spitzen kopiert. Die heutige Spitzentechnik kann solche Muster, wie sie vor 300–400 Jahren mit selbstgesponnenem Faden gestickt worden sind, nicht mehr entwerfen. Die damalige Kunst war durchsteilt vom Geist des klassischen Altertums, und die herrlichen antiken Spitzen, zum Schmuck der Prunkgewänder bestimmt, lassen uns noch heute ihre Schönheit und Feinheit bewundern. Die Kunst unserer Zeit soll außer der Schönheit auch der Gebrauchskultur dienen und darum ist ihr Wesen und ihre Wirkung so verschieden von der alten Kunst. Unter den antiken Spitzen gibt es welche, die man nicht mehr kopieren kann, weil heute Spitzennäherinnen mit derartigen Gebilden nicht mehr leben.

Eine sehr geübte Spitzenkopiererin arbeitet z. B. eine 10–20 Zentimeter breite Spitze und benötigt, um 10 Zentimeter Spitze fertig zu bringen, zwei Wochen gleich 12 Arbeitstagen dazu. In diese Spitze wird der Füll nachdem und auch noch mit der Hand eingearbeitet. Derartige Spitzen kommen aber nicht zum Verkauf, sondern werden nur im Auftrag alter Patrizierfamilien angefertigt, die ihre mehrhundertjährigen Spitzen vor dem gänzlichen Verfall wieder kopieren lassen, damit sie der Familie erhalten bleiben. Man verwendet zu den feinen genähten Spitzen nur Garn Nr. 500 und die Augen der Arbeiterinnen werden durch das Spitzennähen ungeheuer überanstrengt. Ich sah schon 12–13jährige Mädchen über den Ständer gebeugt in der Spitzenschule sitzen. Auf meine Frage sagte man mir, es seien lernende Mädchen (daher der Name „Schule“ und damit man auch schon größere Kinder mitbeschäftigen kann), deren Eltern auf den Inseln wohnen, während die Kinder in

Benedig die Schule besuchen und, außerhalb der Schulzeit, das Spizennähen lernen.

Eine Arbeiterin, welche über ihren Arbeitstisch gebeugt, so fest eingeschlafen war, daß sie unsere Befichtigung unter Führung einer Aufseherin gar nicht bemerkte, durfte weiter schlafen; die Aufseherin erklärte mir nur, daß man beim Spizennähen keine Arbeiterin antreiben könne, weil das Nähen der Spizengewebe die Augen- und Kopfnerven so stark anstrengt, daß man der übermüdeten Arbeiterin auch Zeit zum Ausruhen lassen müsse. Der Grund zu dieser humanen Behandlung wurde mir allerdings erst klar, als ich mich nach dem Arbeitsverdienst erkundigte: bei 7stündiger Arbeitszeit (das warme Klima läßt den Körper schneller erschaffen) verdiente die beste Arbeiterin täglich 10—12 Lire (gleich 1,80—2,00 Mark). Der Durchschnittslohn betrug ungefähr gleich 1,30 M. täglich und wurde nicht nach Stunden oder Stück berechnet, sondern je nach Muster und Leistung! Die Bezahlung für diese fabelhaft anstrengende Arbeit ist also sehr gering und ganz dem kapitalistischen Ausbeutungssystem entsprechend.

Eine andere Frauenarbeit in Benedig ist die Herstellung von Glasmosaikarbeiten. Hier mißbraucht man die menschliche Arbeitskraft, und besonders auch wieder die Sehnerven der Frauen, um geschmacklose Andenkenbilder von Benedig herzustellen. Irgend eine Kirchen- oder Palastansicht wird durch Glasmosaik wiedergegeben. Bunte, dünn gewalzte Glasstreifen werden etwa 5 Millimeter lang geschnitten und mit der Pinzette der Vorlage entsprechend, in Plastik eingedrückt. Die Herstellung einer Ansicht in Postkartengröße erfordert drei Arbeitstage. Die geschickteste Arbeiterin erhält für diese Arbeit täglich 8 Lire gleich 1,30 M. Verkauft werden diese Mosaikbilder in Postkartengröße mit einem schmalen Holzrahmen für 40—50 Lire gleich 7—8 M.!

In der Glasindustrie wird die Arbeiterin in Benedig nur als Warenverpackerin beschäftigt und noch viel schlechter bezahlt.

Da die Stallerin von gewerkschaftlicher Organisation noch weit entfernt ist, wird sie ihre wirtschaftliche Lage sobald noch nicht verbessern können. Friedel Schneider.

Die Bubikopfmode.

Bei dem Kampfe um die moderne Haartracht der Frau konnte es nicht ausbleiben, daß auch die wissenschaftlich vorgebildeten Kenner der Trachtentunde nachforschen würden, ob der Bubikopf schon einmal „modern“ gewesen sei. Eingehende Studien haben dabei das überraschende Ergebnis gezeigt, daß sowohl im klassischen Altertum als auch im Mittelalter der kurze Haarschnitt jahrhundertlang bei den Frauen sehr beliebt war. Die Haartracht ist — das haben die Forschungen weiter bestätigt — beim Manne wie bei der Frau modischen Zeitströmungen unterworfen. Es hat Perioden in der Geschichte gegeben, in denen Männer und Frauen lange Haare trugen. Sie wurden abgelöst von solchen, in denen die männliche Haartracht kurz und die weibliche lang und kunstvoll frisiert war. Es hat aber auch Zeiten gegeben, in denen die Männer einen kunstvoll gebauten und mit einem Stirnband zusammengehaltenen Haarschmuck trugen, während die Frauen kurzgeschoren mit Bubikopf einhergingen. So erzählt Plutarch, daß bei den alten Griechen die Braut am Tage ihrer Hochzeit ihr Haupt kahl scheren ließ und Männerkleidung anlegte. Diese Sitte hat sich lange Zeit, bis in die Kämpfe um die Vormachtstellung Griechenlands im östlichen Europa, gehalten und noch heute werden bei den frommsten der Ostjuden (Chassidim) der Braut vor der Heirat die Haare abgeschnitten; sie trägt dafür freilich nicht einen Bubikopf, sondern einen seidengleichen glatten fremden Scheitel, der auch wörtlich so genannt wird.

Nun kommt aus Frankreich die überraschende Kunde, daß an alten Freskogemälden aus dem 14. Jahrhundert der Bubikopf bei den Frauen unzweifelhaft festgestellt ist. Daraus ergibt sich die Tatsache, daß in einer Zeit, in der die Männer lang herabwallendes und kunstvoll frisiertes Haar trugen, die Frauen einen Bubikopf hatten.

Bisher hat man das lange Haar der Frau als sekundäres Geschlechtsmerkmal angesehen. Auch diese Ansicht steht mit den Ergebnissen der Wissenschaft nicht im Einklang. Zu allen Zeiten hat es Männer mit langer Haartracht gegeben, und in Europa ist man erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu der heute herrschenden Mode des kurzen Haarschnitts übergegangen. Bis dahin trug man allgemein langes Haar. In China ist in den Zentralgebieten der lange Zopf der Männer auch heute noch — trotz strenger Verbote — hochmodern. Das Männerhaar kann so lang werden wie das Frauenhaar, so daß die Meinung, das lange Haar der Frau sei ein sekundäres Geschlechtsmerkmal, nicht stichhaltig ist.

Der Bubikopf ist also weder ohne Vorgänger in der Geschichte, noch bedeutet er einen gewaltigen Eingriff in spezifisch weibliche Geschlechtsmerkmale. Die Haartracht ist den Anschauungen der Zeit und ihrer Mode genau so unterworfen wie die Kleidung. Noch heute tragen die Schotten kurze Röcke, und bis zu den drakonischen Erlässen der Jungtürken trugen die türkischen Frauen weiße Hüfen. Die Frau von heute, die dem Manne gleichberechtigt im Berufs- und Sportleben ist, kann Keilröcke, Korsettstangen und turmhohle Tornüren nicht mehr gebrauchen. Die Frage, ob der Bubikopf anerkannt oder abgelehnt werden soll, kann nicht nach moralischen Grundsätzen, wie Verletzung der Frauenwürde und ähnlichen, sondern nur nach praktischen und ästhetischen Gesichtspunkten gelöst werden. Darum ist es besser, man überläßt die Lösung der Frau selbst, die stets mit sicherem Instinkt feststellen wird, „ob ihr der Bubikopf steht oder nicht“.

Die Sicherheitsnadel uralt!

Schon im vorgeschichtlichen Altertum ist die Vorgängerin der Sicherheitsnadel, die sogenannte Fibel, ein alltäglich verwendeter Gebrauchsgegenstand gewesen. Man hat in langen wissenschaftlichen Abhandlungen darüber gestritten, wo diese Nadel zuerst erfunden worden ist. Fest steht zunächst, daß die Götter und Stutzer ältester Zeiten auf germanischem Boden sich dieser Nadel ebenso bedient haben wie heutzutage, wo sie ihre Schlipse mit goldenen Nadeln zieren, und daß auch die Frauen und Mädchen jener Zeit ihren Rock schon damals mit Gürtelnadeln festgehalten haben. Es hat Forscher gegeben, die den alten Germanen die kunstvolle Herstellung solcher zum Teil sehr schönen und kostbaren Nadeln nicht zutrauen wollten. Neuerdings hat man sich aber doch zu der Ueberzeugung durchgerungen, daß die Erfindung der Fibel tatsächlich auf die angeblich kulturell so rückständigen Germanen zurückgeht. Von ihnen hat sich diese Nadel schon früh zu den Nordindogermanen, den Italiern, Välikern und Griechen verbreitet, merkwürdigerweise aber nicht darüber hinaus. Selbst die Bewohner des heutigen Nordfrankreich nahmen sie erst verhältnismäßig spät an, in der älteren Bronzezeit, und selbst da noch sehr spärlich. Nach Griechenland ist diese germanische Erfindung aus Norditalien gekommen, und in den südlicheren Gegenden kommt sie überhaupt nicht vor.

Wer einmal durch ein Museum geht, wird an den verschiedenen Formen dieser Fibeln inne werden, daß die Kunstfertigkeit der früheren Jahrtausende sehr groß gewesen sein muß. Da gibt es eine zweifelhafte, aber auch dreifelhafte Nadel, ferner solche, bei denen die eine Seite, in der die Spitze ruht, zu einer runden Scheibe ausgestaltet und mit allerlei Zierlinien versehen ist. Dann gibt es wieder verbreiterte Nadeln, auf denen sich ebenfalls Verzierungen befinden, und auf noch anderen finden sich sowohl am Kopfe der spitzen Nadel wie am entgegengesetzten Ende breite runde Platten, die dartun, daß diese Nadeln lediglich zum Schmuck dienen und kein Wert auf die Nützlichkeit ihrer Verwendung gelegt wird. Andere Nadeln endlich zeigen wundervoll gearbeitete verbreiterte Bügel. Die zweigliedrigen Nadeln sind fast alle schöner gearbeitet; die eingliedrigen sehen nüchtern und schmuddel aus. Dennoch muß nach dem heutigen Stande der Wissenschaft die eingliedrige Nadel — also die Form, die wir heute als Sicherheitsnadel benutzen — als eine spätere Erfindung als die mehrgliedrige gelten, denn bei ihr wirkt sich die Entdeckung der Federkraft aus, auf die der Mensch durch die Bogenwaffe aufmerksam geworden war. Die ältere Spiralfarm wurde in der Bronzezeit überall nur als Schmuck verwendet.

Die älteren Formen sind alle auf eine liegende Verwendung dieser Nadeln berechnet. Freilich gibt es auch Nadeln, deren geschweftes Bügelband erkennen läßt, daß sie stehend verwendet werden sollten. Wie wichtig diese Nadeln für die Kenntnis der Geschmacksrichtung jener Zeiten sind, geht aus den großen wissenschaftlichen Arbeiten hervor, die über sie geschrieben wurden. An den Verzierungen, die auf den Nadeln angebracht sind, ist der jeweilige wechselnde Zeitgeschmack deutlich zu erkennen. Die Geschichte dieser Fibeln oder Sicherheitsnadeln hat aber auch die Auffassung, daß die älteste Kultur aus dem Lande der aufgehenden Sonne ins wilde Europa gekommen sei, als vollkommene Irrlehre erwiesen.

Der Waschtage keine Plage mehr.

Die sozialdemokratisch verwaltete Gemeinde Wien hat von den 25 000 Kleinwohnungen, die sie aus dem Ertrag der Wohnbausteuer errichtet und wodurch sie nicht nur das Wohnungseld lindert, sondern auch Tausende von Arbeitern jahrelang beschäftigt, bereits den größeren Teil hergestellt. In den neuesten Gemeindehäusern sind auch Dampfwaschanlagen, und da können die Frauen innerhalb eines halben Tages die Wäsche von vier Personen für vier Wochen plättfertig herstellen. Ein Hochdruckdampfessel erzeugt den Wasserdampf, der ebenso wie das heiße Wasser unmittelbar in die Waschküche geleitet wird. Die Hausfrau benützt einen Schwenkhahn, der je nach Bedarf kaltes oder heißes Wasser gibt. Durch sinnreiche Anlagen entfällt die Gefahr eines „Anbrennens“ der Wäsche. Jeder Hausfrau steht die Waschmaschine zur Verfügung, in die die eingeseifte Wäsche getan wird. Heißes Wasser und Dampf strömen ein und durch die Umdrehungen einer kupfernen Trommel wird die Wäsche gereinigt.

Um die mühevoll Arbeit des Auswindens zu erleichtern, steht eine Schleudermaschine (Zentrifuge), der sogenannte „Teufel“, zur Verfügung. In diese Maschine wird die Wäsche eingelegt, die Trommel wird durch elektrischen Antrieb in Drehung versetzt und durch die Fliehkraft wird das Wasser aus der Wäsche herausgeschleudert. Aus dieser Zentrifuge kommt die Wäsche schon beinahe trocken heraus, viel trockener als beim gewöhnlichen Auswinden.

Hierauf kommt die Wäsche in eine Dampftrockenanlage (Kullissenapparat). Erhitzte „Heißglängen“ strömen warme Luft aus und Ventilatoren saugen die feuchte Luft ab. Innerhalb kürzester Zeit ist die Wäsche trocken. Der Hausfrau bietet sich dann eine Einspritzvorrichtung. Das ist eine einfache Brause, in der die Wäsche kurze Zeit hin- und herbewegt wird. Dadurch wird die lästige Arbeit des „Einspritzens“, wobei durch das Eintauchen der Hand in ein „Häferl“ (einen Topf) ein künstlicher Regen erzeugt wird, erspart. Schließlich wird die Wäsche in einem elektrisch betriebenen Mangelraum gerollt. Binnen weniger Stunden kann sie plättfertig in die Wohnung gebracht werden.

Auch noch beim Plätten gibt es Erleichterungen. Auf dem Gasherde wird die Brennerkappe einfach umgekehrt und das Gas

brennt als nichtleuchtende Bunsenflamme weiter. Das Gasbüchseisen kann daher unmittelbar aufgesetzt werden.

In den allerneuesten Häusern werden jetzt auch eigene Plättstuben eingerichtet, wo sofort nach dem Mangeln die Wäsche gepflegt werden kann, so daß die Wohnung vom Waschen überhaupt nicht mehr berührt wird.

Schicksal.

In mich gebeugt, seh ich die Quellen rinnen,
Verwandlung und ein immerfort Beginnen.
Ein Goldglanz wie von hochgestellten Splegefa,
Ein drohendes von strengen Zuchthausriegeln,
Ein Blumenfeld von Veilchen und Narzissen,
Ein Menschenherz, von Ewigkeit zerrissen.

Der Sturmwind galoppiert aufdonnernd um die Erde,
Mit Wolkenkäufen händigend die Pferde,
Und auf dem hin- und hergeworfenen Wagen,
Da liegt wie zuckend Fleisch ein Bündel Klagen.
In seinen Spuren Blut und Tränen rinnen.
An seinem Wege Bettler und viel Bettlerinnen.

Vor seiner Flucht erhebt sich eine Menschenmauer.
Erschüttert wartet sie voll dunkler Schauer,
Daß sich ein einzelner allmächtig aus ihr löse
Und vor der Räder malmendes Getöse
Sich hinwirft, um die Fahrt zu hemmen,
Um sich dem Schicksal gegenhin zu stemmen.

So stehen schon Geschlechter um Geschlechter,
So starben einzelne und kühne Fechter . . .
Und immer donnern noch die Schicksalspferde
Mit ihrem Wagen um die Erde . . .
Aufstehen immer neue Troggestalten,
Den dunklen Wagen endlich aufzuhalten.

Mag Barthel.

Strenge Kritik.

Dieses Stücklein erzählte einmal Richard Dehmel während des Krieges:

In einer Töchterchule wurden die Mädchen in der obersten Klasse angehalten, sich je und je auch in der zeitgenössischen Dichtung umzusehen, und kurz vor Quartalschluß fanden dann in einer Sonderstunde die gelesten Bücher oder Stücke eine kurze Besprechung. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die moderne Lyrik in den Kreis der Betrachtung gezogen, und die betreffenden Gedichte mußten auswendig vorgelesen werden.

Da hatte einmal eins der Mädchen auch mich gewürdigt. Ihre Wahl war auf mein anspruchloses Naturgedicht „Sommerabend“ gefallen, das mit den Worten beginnt:

„Nur ruh'n die Lüfte auf der weiten Flur,
Fern dampft der See, das hohe Röhricht flimmert.“

Sie haite, wie sie ehrlich zugab, das Gedicht nicht gewählt, weil es ihr gut gefallen hatte, sondern weil es, in einem Konzert gesungen, großen Eindruck auf sie gemacht hatte. Nach dem Vortrag in der Klasse herrschte Stille. Der Aufforderung der Lehrerin, sich kritisch zu dem Gedicht zu äußern, kamen nur wenige Schülerinnen nach.

Da redete sich die Pädagogin auf ihrem Stuhle, daß er knarrte, nahm den Kneifer von der Nase und sagte: „Margot I., das Gedicht ist schlecht und damit auch Ihr Geschmac. Sie wissen auch wohl nicht, wer dieser Dehmel ist. Er ist ein Schriftsteller, der die niederen Triebe in seinen Gedichten verherrlicht. Einen solchen Schriftsteller liest ein wohlgezogenes junges Mädchen nicht.“

Die meisten der jungen Mädchen hatten bisher wohl noch gar nichts von mir gewußt, vor allem nicht, wie „interessant“ ich sei. Jetzt gingen sie natürlich erst recht an, sich mit mir zu beschäftigen. Nun war aber unter den Backfischen ein Schalk, und der ist er scheinbar auch bis zu dem Tage geblieben, an dem er mir als Krankenschwester diesen Spaß erzählte. Das Mädchen wählte für die nächste Vortragsstunde ein wenig bekanntes Gedicht von Goethe und sagte nach dem Titel „von Richard Dehmel“.

Diesmal fiel der Spruch der Lehrerin noch schärfer aus. In einem Tone, gegen den es einfach keinen Widerspruch gab, sagte sie: „Dies Gedicht ist noch viel schlechter als das vorige, das wir hier von diesem Herrn Dehmel hörten. Ich erwarte, daß keine von Ihnen mehr ein Gedicht von Dehmel lernt; er ist ein unsittlicher Schriftsteller.“

Wiegenlieder.

Ich schaue gern über Zäune und Hecken in andere Gärten. Betrachtete, was da wächst. Manchmal sieht man unter Bäumen, Blumen, Kohl und Bruden ein besonders wunderbar geratenes Gewächs.

So ging's mir heute. Ich lese: Fridericus-Weigenlied. Aha! Nach dem Film das Wiegenlied. Um einem dringenden Bedürfnis abzuweichen. Der Tater nennt sich Kolf Stanke; beschert hat es ihnen hinsichtlich ihres Bedarfs an Wiegenliedern nockleidenden Lesern die Zeitschrift „Sansfouci“ in ihrer Deutschen Hausmusik Nr. 13.

Die Zahl ist an sich eine läbliche Vorbedeutung. Man soll nicht darüber spotten. Sie sagt in diesem Falle: Ich warne Neugierige!

Ich fleh mich nicht warnen; da hatte ich die Bescherung! Schon der Anfang. Schön, aber nicht neu. Ein Vers zu Kriegsanfang begann so:

Ein Tag der Rosen im August;
da hat die Garde fortgemußt.

Kolf dichtet weniger fließend:

Sonntag der Rosen im August
klingt ein kleines Stimmchen voller Lust.
Trommelschlag gelst hart die Straßen auf.
Horch! Der große König ruft zu Haus:
Herbei die Grenadiere,
Daß keiner refüsiere;
Es gilt des jungen Preußen Kugeltauf.

Dann kommt das übliche Ciapopeia. Im zweiten Verse wird das Zukunftsbild entrollt:

Die deutsche Waffenehre
erneure und vermehre,
sei treu, mein süßer Feg
wie der Fridericus Reg.

Den ganzen Text kann man auf einmal gar nicht zur Seele bringen; nur die wunderbare Mahnung, die wenigstens Anspruch auf Originalität hat, soll keinem vorenthalten werden:

Sei deiner Eltern Sansfouci!

Ich horche in ferner Vergangenheit. Eine Kinderstube voll sieben Mädchen und Jungen. Eine liebe Stimme singt das Ängste zur Ruh:

Schlaf nur, mein Söhnchen, und kommt gleich die Nacht,
sitzt doch die Mutter am Bettchen und wacht.
Sei es so spät auch, und sei es so früh,
Mutterlieb, Kindchen, entschlummert doch nie.

Ich danke dir, Mutter, daß du in den Garten unserer Kindheit deinem Herzen entsprossene Blumen der Liebe und des Friedens sätest.

Ich beklage dich, Fridericus-Büchchen, daß durch deine Kinderjahre Lieder tönen, die von Trommelschlag und Kriegsgeschrei gellen. Die deinem Wachstum schon früh die Richtung und deinem Leben das Ziel geben wollen, wie es nur krankhaft eingeschwenktes Vaterstum ersinnen kann.

Ja, sei deiner Eltern Sansfouci! Die völkische Not wäre nicht auszudenken, wenn du ein Mensch würdest, der sein Werden selbst bestimmte.

Elisabeth Ryp.

Kindergeist.

Suschen (2½ Jahre) geht schon in den Kindergarten. Es wird Großpapa gespielt. Susi rebelt zu sich selbst, bis „die Tante“ fragt, was es denn sage. Darauf Susi: „Ich hab auch manchmal einen Großpapa.“ (Den einen seiner Großväter, der noch lebt, hat es im Alter von 1½ Jahren zweimal kurz gesehen.)

Dasselbe Menschlein will sich nicht hinlegen lassen, so daß die Mutti droht, sich selbst ins Bettchen legen und lutschen zu wollen. Kein Eindruck! Als Mutti die Drohung wahr macht, demonstriert Susi rügend: „Aber lutschen mußt du mit zwei Fingern und das andere Händchen drüber!“

Die Schularbeit. In der ersten Volksschulklasse sollten die Sechsjährigen einen Satz mit dem allerdings nicht alltäglichen Tätigkeitswort „betehren“ bilden. Heint schrieb nach quatschendem Suchen und nicht ganz erfolgreicher: „Die Kinder betehren die Stube.“

Das argentinische Gefrierfleisch.

In den ersten 9 Monaten des Jahres 1925 wurden — unter 1105730 Doppelzentnern Rindfleisch — 802595 Doppelzentner Gefrierfleisch nach Deutschland eingeführt, und zwar 705406 allein aus Argentinien. Doch herrscht gegen dieses Fleisch ein gewisses Mißtrauen. Ein Büchlein des Ernährungshygienikers Prof. Neumann-Hamburg (Das argentinische Gefrierfleisch, Verlag Julius Springer, Berlin) zerstreut dieses Mißtrauen vollkommen. Neumann hat eine Studienreise nach Argentinien unternommen, um sich persönlich über die Qualität eines für das deutsche Volk so wichtigen Nahrungsmittels an Ort und Stelle zu informieren. Nichts entging dort seinem sachtundigen Auge. Angefangen von den Riesenviehzuchtfarmen, deren mittlere Größe etwa 10000 Hektar beträgt (es gibt dort Besitzungen von 200000 bis 300000 Hektar, auf denen 50000 bis 100000 Stück Vieh ihre Nahrung finden), ihren Einrichtungen und ihrem Betrieb, studierte Neumann die veterinär-sanitäre Untersuchung, das Schlachten, das Kühlen und Gefrieren des Fleisches, seinen Transport usw. — kurzum den ganzen Prozeß der Produktion bis zum Verkauf in Deutschland. Neumann ist zu sehr glücklichen Resultaten gekommen. „Wir besitzen im argentinischen Gefrierfleisch“ — sagt Neumann zum Schluß seiner Darlegungen — „ein Material, das allen Anforderungen entspricht und . . . auch in hygienischer und sanitätspolizeilicher Hinsicht den Bedingungen gerecht wird, die wir daran stellen müssen.“ Er empfiehlt jede Förderung dieser Einfuhr.